

Wir Schauspieler

Wie Powerpoint Wissen verändert / Von Sibylle Peters

Powerpoint polarisiert – das zeigen auch die jüngsten Beiträge von Thomas Steinfeld und Henning Lobin in dieser Zeitung: Das Präsentationsprogramm, so Steinfeld, sei ein „Instrument, dessen Formalismen dem Totalitarismus einer ökonomischen Weltanschauung entsprechen“ und deshalb am Untergang der abendländischen Redekultur mitschuldig. Der Linguist Lobin hält dagegen, Powerpoint sei das „vereinfachte Basis-Idiom der Wissensgesellschaft“ und diene einem wachsenden Bedarf vor allem in gesellschaftlichen Bereichen, die Verfechter klassisch-elitärer Vortragskultur notorisch nicht auf dem Schirm hätten.

An Powerpoint kristallisiert sich eine auf den ersten Blick widersprüchliche Entwicklung heraus: Der Aufstieg der sogenannten Wissensgesellschaft entmacht gerade die traditionellen Hohepriester des Wissens. Der klassische wissenschaftliche Vortrag ist heute nicht mehr das maßgebliche Modell für Wissenspräsentationen. Der Ausspruch „It's not your presentation. It's your presentation of a powerpoint presentation“ zeugt von einem Gefühl der Enteignung, das durchaus den Tatsachen entspricht: Im Boom der Wissensgesellschaft fällt das Monopol der Wissenschaften auf Erkenntnis. Dabei verändert sich allerdings zugleich das, was uns als Wissen gilt. Jean-Francois Lyotard prognostizierte bereits 1980: Wissen wird performativ. Es legitimiert sich nunmehr nur noch im Verweis auf sichtbare Leistung, Wirkung, „high performance“.

Die Powerpoint-Präsentation ist ein Schauplatz dieses Umbruchs. Der Vortragende präsentiert seine Präsentation, zugleich präsentiert die Präsentation umgekehrt aber auch den Vortrag. Betritt der

tation also alle zu perfekten Performern werden? Aus der Perspektive der Performance Studies verbirgt sich in dieser Annahme ein grundlegendes Missverständnis: Der Performer ist gerade kein Souverän, der die Szene beherrscht. Er ist vielmehr Teil einer Szene; in seiner Performance zeigt sich grundsätzlich mehr und anderes, als gezeigt werden soll. Das gilt auch für die Powerpoint-Performance: Sie wird nicht nur vorgeführt, sondern führt immer auch vor – im Zweifelsfall den Vortragenden. Dies ist die Crux: Powerpoint verspricht die Beherrschung aller Mittel und öffnet dabei doch zugleich eine Szene, auf welcher der Vortragende zwangsläufig zur Figur wird. Eine Steilvorlage für Kritik, die um so boshafter ausfällt, je weniger sie diesen Wesenszug von Performance reflektiert.

Einerseits dient sich die Präsentation durchaus einem ökonomischen Kalkül an. Denn sie ermöglicht, Wissen zu vermitteln und zugleich die Wirkung dieses Wissens in der Performance des Präsentierens in Szene zu setzen. Der Extremfall dieser Präsentationsform ist der „Motivational Trainer“, der die positive Wirkung des von ihm vermittelten Erfolgswissens im Erfolg seines Auftritts selbst zu beglaubigen sucht.

Andererseits kann die Präsentation der Präsentation, gerade weil sich in ihr mehr und anderes offenbart als gezeigt werden soll, auch als experimentelles Szenario verstanden werden. Darin liegt eine Chance: Bislang galten Forschung und Vermittlung in der Welt des Wissens als getrennt, die Forschung als primär, die Vermittlung als sekundär. Begreift man die Präsentation von Wissen jedoch als Performance, wird sichtbar, welchen Anteil sie an der Entstehung von Wissen hat.

Wie das aussehen kann, zeigen beispielsweise die Lecture-Performances des Humangeographen und Künstlers Armin Chodzinski. In seiner jüngsten Arbeit „How to succeed in business with ... lecture“ agiert er in einem Powerpoint-Folien bestimmten virtuellen Bühnenraum, der es ihm erlaubt, seine Sprecherposition im Wechsel von Analyse und Selbstversuch in Frage zu stellen. Welche Rolle spielt die Inszenierung der Person in der ökonomisch geprägten Präsentation von heute? Um das zu klären, seziiert Chodzinski nicht nur Performances von Dick Hardt und Kollegen. Die Zuschauer sind zugleich eingeladen zu beobachten, inwiefern Chodzinskis eigene Performance den untersuchten Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Die Präsentation wird zur Teststrecke: Per Karaoke-Auftritt legt Chodzinski schließlich am eigenen Leibe das Sehensmoment offen, das die ökonomische Inszenierung des Ichs antreibt, und macht uns damit zu Zeugen eines Fluchtversuchs mit offenem Ausgang.

Powerpoint-Präsentationen wie diese machen bereits von der Erkenntnis Gebrauch, dass wir es hier nicht nur mit der Vermittlung gegebenen Wissens zu tun haben – sei sie gelungen oder nicht, sondern mit einem experimentellen Szenario, in dem zwischen Sagen und Zeigen, Sehen und Hören Wissen entsteht. So verstanden kann die Powerpoint-Präsentation am Ende mühelos an beste Traditionen rhetorischer Hochkultur anschließen. Es gilt, was Wilhelm von Humboldt bereits 1809 über die Vortragskultur sagte, die damals für die Einheit von Forschung und Lehre einstehen sollte: „Es wäre unbegreiflich, wenn man nicht hier, sogar oft, auf Entdeckungen stoßen sollte.“

Die Kultur- und Theaterwissenschaftlerin Sibylle Peters schreibt zur Zeit ein Buch über den Vortrag als Performance.



Wiener Dekadenz-Pop: Der Fuhr

Captain

Shakespeares „Antoni

Die Weihnachtsdeko vor dem Ravis-à-vis ist nichts gegen den bombastischen Bühnenzauber auf der Bühne Wiener Burgtheaters. Stefan Pilschke's Inszenierung von Shakespeares Drama „Antonius und Cleopatra“ ist eine wahre Ausstattungs-Orgie, Ikonenschieberei im ganz großen Stil: eine einzige großkotzige Geste, ein menpark für Vorwärtseinkäufer, deren Platzhirsche. Pucher orientiert an Hollywood im Allgemeinen und Monumentalfilm im Besonderen. „big! Alles ist so hemmungslos verkörpert und überzeichnet wie die Spaßkultur am Strip von Las Vegas. Eine Welt aus Styropor und Glitzerspray

Bei der Film-Gala ist es normal, man die Stars nur aus der Ferne zu bekommen. Zwar ist Wien nicht LA, das Burgtheater nicht die Hollywood Bowl, und doch muss man sich auch damit abfinden, dass die Schauspieler sich zunächst nicht herablassen zu Fast zwei Stunden dauert der Limos, mit dem Pucher seine Inszenierung anfangen lässt: die Szenen werden erst

In sein
sen“ hat
KZ de
menschl
tet: Der
getan w
tet sich
Täte er
Sinn m
erschei
hen su
ausgen
Dies
Imre
kämpf
tracht
Ergeb
früher
einer
turwi
sagt-
tische
hen, l
nal e
Gefa
re sp
der
kon
wur
mu
teri
ber
I
für
zig
üb
„G
F
(

Der Vortragende ist kein Souverän. In seiner Performance zeigt sich mehr, als gezeigt werden soll.

Vortragende die Szene, betitelt die Präsentation mittels der ersten Folie bereits seinen Auftritt. Mit jedem Klick präsentieren sich im Folgenden Rede und Folie wechselseitig.

Dass hier das eigentliche Skandalon der Präsentation liegt, daran lassen virtuose Powerpoint-Präsentationen – doch, es gibt sie – keinen Zweifel. Meister des Genres wie der Jurist Lawrence Lessig oder der Web-Unternehmer Dick Hardt machen es nicht unter 20 Folien pro Minute. Rede und Folie geben sich wechselseitig einen frenetischen Takt an. Manchmal zeigt die Folie dabei nichts anderes als das soeben gesprochene Wort, zum Beispiel „start“ oder „never“. Inszeniert wird so das Jetzt des Präsentierens im Moment des Klicks. Mit der vielgescholtenen Redundanz von Folie und Rede hat das nichts zu tun. Wie sich Rede und Folie zueinander verhalten, steht bei jedem Klick erneut in Frage. Und vielleicht besteht die hohe Kunst des Präsentierens genau darin, dieses Verhältnis so virtuos zu variieren, dass wir überrascht sind, was sich zwischen Sagen und Zeigen alles ereignen kann.

Dick Hardt beginnt seine Präsentation „Identity 2.0“ mit einer Vorstellung seiner Person. Er zeigt eine schnelle Serie von Logos, Karten, Fotos, Worten, die der Rede auf den ersten Blick nichts hinzufügen und doch seriell anzeigen, in welchen konkreten Formen uns Identität heute beim Googlen entgegenkommt. Im Zusammenspiel von Folie und Rede wird Hardts Performance schließlich selbst zu einem schlagenden Beispiel dessen, wovon unter dem Stichwort „Identity 2.0“ die Rede ist.

Müssen wir auf der Bühne der Präsen-